
KÖNIGS ERLÄUTERUNGEN

Band 341

Jenny Erpenbeck, **GEHEN, GING, GEGANGEN**

von Sabine Hasenbach

PRÜFUNGSAUFGABEN MIT MUSTERLÖSUNGEN

In Ergänzung zu den Aufgaben im Buch (Kapitel 6) finden Sie hier zwei weitere Aufgaben mit Musterlösungen. Die Zahl der Sternchen bezeichnet das Anforderungsniveau der jeweiligen Aufgabe.

Aufgabe 5 ***

Begründen Sie, warum *Gehen, ging, gegangen* kein faktualer, sondern ein fiktionaler Text ist.

Mögliche Lösung:

INTERPRETATION

„Ich habe mit Flüchtlingen gesprochen und deren Geschichten im Buch verarbeitet, aber dokumentarisch ist der Roman nicht.“¹

Mit dieser Aussage stellt Erpenbeck klar, dass sie mit *Gehen, ging, gegangen* einen fiktionalen Text verfasst hat, keinen dokumentarischen. Dies wirft die Frage auf nach dem Unterschied zwischen Dokumentation und Fiktion, also zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen. Worin besteht dieser Unterschied?

Faktuale Texte (von lat. factum: Geschehen, Tatsache) beziehen sich auf ein wirkliches Geschehen. Zu den faktualen Textsorten gehören zum Beispiel Reportagen oder die Geschichtsschreibung. Geschichtsschreibung ist ein Erzählen von historischen Ereignissen und Personen, also ein faktuales Erzählen. In einer faktualen Erzählung lässt sich das Verhältnis zwischen dem Erzählen und dem Geschehen, von dem erzählt wird, im Sinne einer zeitlichen Folge verstehen: Einer Reihe von Ereignissen folgt das Erzählen dieser Ereignisse und als Produkt des Erzählens die Erzählung, die in das kulturelle Gedächtnis eingehen kann.²

In *Gehen, ging, gegangen* erscheint eine Textsequenz aus der *Germania* des Tacitus, ein Auszug aus einem Medikamentenbeipackzettel und ein Auszug aus einem Gesetzestext. Diese Sequenzen sind allerdings nur Elemente der Montage und macht *Gehen, ging, gegangen* nicht zu einem faktualen Text. Warum nicht?

Ein erstes, wichtiges Indiz auf fiktionales Erzählen ist die Genrebezeichnung „Roman“, auf die der Leser stößt, blättert er das Buch auf. Weitere Kennzeichen fiktionalen Erzählens ergeben sich aus dem Text selbst.

Die großartige Literaturwissenschaftlerin Käte Hamburger hat in ihrem Buch *Die Logik der Dichtung* drei entscheidende Charakteristika herausgestellt, die einen fiktionalen Text von einem faktualen unterscheiden: Anwendung von Verben innerer Vorgänge (des Wahrnehmens, Fühlens, Denkens) auf dritte Personen, Verwendung der erlebten Rede und das epische Präteritum.

Das Erzählen von Gedanken und Gefühlen dritter Personen ist ein eindeutiger Indikator für fiktionales Erzählen. Ein Beispiel ist folgendes Zitat:

„Warum kann Richard, der am Nachmittag an den schwarzen und weißen, sitzenden und stehenden Menschen vorbeigeht, dann diese Stille nicht hören? Er denkt an Rzeszów.“ (S. 16 K/S. 19 P)³

Stünde dies in einem faktualen Text, würde die Frage aufkommen, woher der Erzähler bzw. die Erzählerin von Richards Gedanken weiß. In einem fiktionalen Text wird die Darstellung der Gedanken- und Gefühlswelt eines Dritten vom Rezipienten nicht hinterfragt.

Die erlebte Rede als zweites textimmanentes Merkmal ist eine Figurenrede in der 3. Person, bei der der individuelle Stil der Figurenrede erhalten bleibt, da sich die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Erzähler und erlebender Figur mischen. In dieser Darstellungsweise gibt es einen Figurenanteil, also eine fiktionale Komponente:⁴

„Den Mann, der unten im See liegt, haben sie immer noch nicht gefunden. Kein Selbstmord, sondern beim Baden ertrunken. Seit diesem Tag im Juni liegt der See still da. Tag für Tag still. Juni still. Juli still. Und jetzt, bald ist schon Herbst, immer noch still. Kein Ruderboot, keine kreischenden Kinder, kein Angler.“ (S. 10 K/S. 11 P)

1 <http://www.bz-berlin.de/kultur/literatur/jenny-erpenbeck-fluechtlinge-sind-zu-freunden-geworden>

2 Zum kulturellen Gedächtnis siehe Kapitel 3.7, Interpretationsansätze, Flucht und Vertreibung in *Gehen, ging, gegangen*.

3 Die Seitenangabe K bezieht sich auf die Ausgabe aus dem Klett Verlag, P auf die Penguin-Ausgabe.

4 Dazu siehe Kapitel 6, Prüfungsaufgaben mit Musterlösungen, Aufgabe 2.

Ein dritter, sehr interessanter Indikator für fiktionales Erzählen ist nach Hamburger das epische Präteritum. Das epische Präteritum steht für ein zeitloses Erzählen. Es liegt vor, wenn ein späterer Zeitpunkt des Erzählens kaum bestimmbar oder irrelevant ist. Die Orientierung des Rezipienten wird beim epischen Präteritum auf den Zeitpunkt des dargestellten Geschehens verlegt und so rezipiert der Leser das eigentlich Vergangene als ein aktuelles Geschehen. Deshalb lassen sich mit dem epischen Präteritum auch Zeitadverbien der Gegenwart und Zukunft verbinden. Als Beispiel sei hier der klassische Satz des epischen Präteritums zitiert: „Aber am Vormittag hatte sie den Baum zu putzen. Morgen war Weihnachten.“⁵ In einem faktualen Text würde die Kombination eines Verbs im Vergangenheitstempus mit der in die Zukunft verweisenden Zeitangabe Verwirrung stiften. In einem fiktionalen Text jedoch wird diese Kombination ohne weiteres akzeptiert.

Die Verwendung des epischen Präteritums lässt sich in *Gehen, ging, gegangen* nicht nachweisen. Das ist jedoch bedeutungslos, denn die Verwendung von Verben innerer Vorgänge sowie die Verwendung der erlebten Rede sind allein schon Merkmale fiktionalen Erzählens.

Aufgabe 6 **

Stellen Sie mithilfe geeigneter Textzitate den Kulturbegriff der afrikanischen Flüchtlinge in *Gehen, ging, gegangen* dar.

----- Mögliche Lösung:

INTERPRETATION

„Einmal nimmt Karon Richard zu einer Totenfeier für einen Berliner ghanaischer Abstammung mit. Karon muss als Flüchtling und Nicht-Familienmitglied in der letzten Reihe sitzen. Es kann sein, dass die Leute, die hier aufwachsen, bald nicht mehr wissen, was culture ist. Kultur? Das gute Benehmen.“ (S. 288 K/S.337 P)

Diese Kulturkritik Karons lässt auf einen Unterscheid zwischen afrikanischer und deutscher Kultur schließen. Dies wirft die Frage nach einem afrikanischen Kulturbegriff und seinen Ausprägungen auf. In erster Annäherung lässt sich feststellen, dass im Gegensatz zur deutschen Kultur die afrikanische Kultur eine patriarchalische ist. In *Gehen, ging, gegangen* finden sich zahlreiche Indikatoren, die darauf schließen lassen.

Patriarchat heißt „Herrschaft der Väter“. Merkmal und Gemeinsamkeit aller Patriarchate ist das Vaterrecht. Das männliche Oberhaupt der Familie und des Haushaltes übt die rechtliche und ökonomische Macht über die von ihm abhängigen weiblichen und männlichen Familienmitglieder aus. Ein Mann, der einer Familie aus einer oder mehreren Ehefrauen und deren ehelichen Kindern vorsteht beziehungsweise über sie als sein Eigentum bestimmt, wird als Patriarch bezeichnet. Daraus lässt sich schließen, dass Polygamie (meist) erlaubt ist. Über Raschids Vater heißt es:

„Jeder wollte ihm seine Tochter zur Frau geben. Am Ende hatte er 5 Frauen und 24 Kinder. Ich war der erste Sohn nach 10 Töchtern, meine Mutter die dritte Frau meines Vaters. Abends saßen wir beim Essen alle um einen großen Tisch. Ich durfte vom Teller meines Vaters essen.“ (S. 93 f. K/S. 109 P)

Dem afrikanischen Mann wird also innerhalb des Sozialgefüges eine exponierte Stellung zugewiesen. Diese Position verdankt er seinen primären Geschlechtsmerkmalen, die ihm die nötige Aura⁶ verleihen, so heißt es:

„So ein Deutscher weiß also wirklich nicht, dass die Aura eines Mannes vom Bauchnabel bis zu den Knien geht, und dass niemand, es sei denn die Ehefrau, einen erwachsenen Mann je nackt sehen darf?“ (S. 144 K/S. 168 P)

Vermutlich kollidieren manchmal afrikanische Aura und das Selbstverständnis deutscher Frauen miteinander, so weiß zum Beispiel Raschid nicht, wie er eine deutsche Frau ansprechen soll (vgl. S. 295 K/S. 346 P).

Dem Vater kommt, wie oben ausgeführt, eine besondere Bedeutung zu. Dies lässt sich an Awad und Karon Anubo demonstrieren. Für Awad war sein Vater alles:

„Der Vater bringt seinem Sohn bei, wie man sich nach dem Duschen den Rücken abtrocknet, mit einem schräg über den Rücken gespannten Handtuch. Sein Vater bringt ihm bei, wie man kocht. Sein Vater schenkt ihm den ersten Rasierapparat. Mein Vater sagte mir, wer ich bin, sagt Awad.“ (S. 65. f. K/S. 76 P)

Der Vater ist so wichtig, dass nach dessen Tod der Sohn einen Identitätsverlust erleidet, so äußert sich Awad wie folgt: „Mein Vater ist tot, sagt er. Und ich – ich weiß nicht mehr, wer ich bin.“ (S. 69 K/S. 80 f. P)

⁵ Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1994, S. 65.
⁶ Aura: besondere Ausstrahlung.

Entsprechend der herausgehobenen Stellung des Vaters innerhalb des Familiengefüges steht ihm nach dessen Tod eine große Totenfeier zu (vgl. S. 118 K/S. 137 P). Und der Sohn hat die Pflicht, seinen Vater zu betrauern, wie es Karon Anubo muss – ungeachtet dessen, dass er für die Reise zu seiner Familie kaum Geld hat. Und ist der Vater verstorben, muss der älteste Sohn im Namen der „Culture“ (S.213 K/S. 250 P) für die Familie sorgen. Die „Culture“ ersetzt ein funktionierendes Sozialsystem. Söhne als potenzielle Väter genießen Privilegien innerhalb der Familie. So lässt der traditionsbewusste Raschid, Sprössling eines polygamen Vaters, seinen Sohn von seinem Teller essen und in seinem Bett schlafen:

„Das Abendbrot hab immer ich gekocht. Der Kleine durfte von meinem Teller essen. [...] Manchmal ist der Kleine nachts noch einmal zu uns gekommen. Er hat immer viel geträumt. Ahmed. Dann ließ ich ihn bei mir schlafen, und meine Frau ging für den Rest der Nacht ins Kinderzimmer zu unserer Tochter. Amina.“ (S. 202 K/ S. 237 P)

Die männliche Autokratie innerhalb einer afrikanischen Familie lässt sich auf dörfliche Strukturen übertragen. Dort hat der „King“ das Sagen, so sind Grundstückskäufe ohne seine Einwilligung nicht möglich (vgl. S. 235 ff./ S. 275 ff. P).